

Interdikt von Reichskommissar Henlein. (Scherl.)

seiner Regierung in Verbindung und trat nachdrücklich für die Erklärung des Führers ein. Der Vorkämpfer gehörte auch dem internationalen Ausschuss, der die neue Grenze Deutschlands mit der Tschecho-Slowakei festlegte, als Vertreter Frankreichs an. Man sieht in Berlin Francois-Poncet ungern scheiden und wünscht ihm auf seinem neuen Posten in Rom einen vollen Erfolg.

Pariser Rügenfeldzug um Elsaß-Lothringen.

(1) Paris, 16. Oktober.

Der elsaßische Abgeordnete Koller nimmt in einem Brief an den stellvertretenden französischen Ministerpräsidenten gegen die in der Presse gegen ihn und seine Partei erhobenen Beschuldigungen Stellung, wonach sie die Abtrennung Elsaß-Lothringens von Frankreich und seine Wiedereingliederung mit dem Reich wünschlich. Niemand im Elsaß, so schreibt Koller, denke daran, diese Frage zu werfen. Er halte es außerdem für verwerflich, gerade in diesem Augenblick ein Problem aufzuwerfen, das die interessierten Parteien selbst als gelöst betrachten. Koller weist ferner darauf hin, daß die Agitation von Paris und nicht etwa von Elsaß-Lothringen aus lanciert sei.

Auch der unabhängige elsaßische Abgeordnete Fuchs beschäftigt sich mit diesem Thema. Er kenne den Ministerpräsidenten einen Interpellationsantrag zu und fragt, welche Maßnahmen er zu treffen gedenke, um der in der französischen Agitationspresse auftretenden Rügenkampagne Einhalt zu gebieten, die darauf hinauslaufe, an den Erklärungen des Führers hinsichtlich des Verbleibens Deutschlands auf Elsaß-Lothringen Zweifel aufkommen zu lassen. Die elsaßische Bevölkerung wünsche eine deutsch-französische Annäherung, da diese die einzige Garantie für eine künftige Lage am Rhein darstelle und es der elsaßischen Bevölkerung endlich erlaube, ihre moralischen und materiellen Kräfte in Frieden und Wohlstand zu entwickeln.

Der Führer gratulierte Ritter von Epp.

Wien, 16. Oktober.

Der Führer hat am Samstag dem Reichsleiter der NSDAP, Reichsstatthalter General der Infanterie Ritter von Epp, aus Anlaß seines heutigen Geburtstages einen Besuch ab. Er sprach dem um die nationalsozialistische Bewegung so hochverdienten Vorgesetzten seine herzlichsten Glückwünsche aus und dankte ihm in längerer Unterhaltung für seine großen Verdienste in Krieg und Frieden, für seinen frühzeitigen selbständigen Einsatz im Dienste der nationalsozialistischen Partei und damit des deutschen Volkes.

Als Ausdruck dieses Dankes hat der Führer als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht den General der Infanterie von Epp zum Chef des Infanterieregiments 61 ernannt, das die Tradition des ruhmreichen Bayerischen Infanterie-Regiments fortführt, an dessen Spitze der General im Weltkrieg gestanden hat. Der Führer überreichte bei seinem Besuch General Ritter von Epp die Ernennungsurkunde.

Abschluß der Besichtigungsreise des Oberbefehlshabers des Heeres.

DNB, Nikolsburg, 16. Oktober.

Auf seiner Besichtigungsreise durch das Sudetendeckel-Gebiet traf der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, am Sonnabend von Nikolsburg kommend in Nikolsburg ein. Wo am 18. März 1938 den deutschen Friedensverträgen abgelehnt. Schon Kilometer vor der Stadt wurde Generaloberst von Brauchitsch durch ein Spalier von jubelnden Männern und Frauen in prächtigen Trachten und von der begeisterten Jugend begrüßt. Nach Abschieden der Front des Ehrenbataillons wurde der Oberbefehlshaber des Heeres vom Bürgermeister in den Rathauskeller geleitet, in dem die führenden Persönlichkeiten der Stadt und Umgebung sich zum Empfang eingefunden hatten.

Generaloberst von Brauchitsch trug sich in das Ehrenbuch der Stadt ein und hielt dann vom Balkon des Rathauses eine mit Jubel aufgenommenen kurze Ansprache an die Bevölkerung, wobei er auch die Grüße des Führers überbrachte. Er gab weiter seiner Freude über die Heimkehr Sudetendeckelns Ausdruck und versicherte, daß die Weib und Sorgen, die Sudetendeckel 20 Jahre zu ertragen gehabt habe, nun für alle Zeiten ein Ende gefunden hätten. Mit einem begeisterten ausgenommenen Siegesruf auf den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht schloß die Kundgebung.

Die weitere Fahrt ging über Feldberg nach Rundenburg in der Mark-Niederung. Am 18.30 Uhr trat der Oberbefehlshaber des Heeres dann die Rückfahrt nach Berlin an.

Soldaten helfen bei der Ernte.

In den befreiten Gebieten.

Neustadt, 16. Oktober.

In den befreiten Gebieten Sudetens und Sudetens ist die Arbeit in allen Zweigen des öffentlichen und des privaten Lebens wieder aufgenommen worden. Einen wesentlichen Anteil an den sofort zu ergreifenden Maßnahmen hat das deutsche Volk zu leisten. Der deutsche Soldat stellt sich mit Begeisterung der Bevölkerung zur Verfügung, um mit Begeisterung die Schäden gutzumachen. Die Regimenter des deutschen Heeres stehen in den befreiten Gebieten des Sudetens, Böhmens und Mährens. Auch unter der Waffe stehend, greifen die Männer unseres Heeres zu Hacke, Spaten und Pflug. Sie pflanzen die Weizen vor die Wagen und ziehen hinaus aufs Feld, um die Arbeit der Weizen, die vom kriegsbeschädigten Heer noch nicht entlassen sind, oder aus den kriegsbeschädigten Heer noch nicht heimkehren konnten, zu verrichten. Bald sind es kriegsbeschädigten im blauen Montagsuniform, die einen Kartoffelfeld aberten, bald Infanteristen, die im Drillanzug mit Köben zum Bergen der Oberteile hinausziehen. Andere helfen den Acker zur Aussaat der Winterfrucht vorbereiten oder mahlen die Weizen, um von der Grummelsteine zu retten, was noch zu retten ist. Im Garten und im Haus des Bauern ist der deutsche Soldat an der Arbeit, bester aus und fest in der Hand, wo er kann.

In allen Driftungen der heimgekehrten Gebiete streift man immer wieder dieselben Erfahrungen: Die Tschechen haben fast alles Getreide in die Hände der Tschechen gebracht und das meiste Weg weggetragen. Dadurch fehlen die notwendigen Lebensmittel. Selbst die Bauern sind zum Teil nicht in der Lage, ihre Familien zu ernähren. Auch hier hilft die deutsche Wehrmacht. Täglich werden von den Soldaten der einzelnen Regimenter die einzelnen Truppenteile und der Bevölkerung ist das deutlich. Überall ist der Wehrmachtangehörige ein gern gesehener Gast, dem man Dankbarkeit erwinkt.

Ewig Ausnahmezustand?

Protest der Memelländer gegen neue litauische Staatsschutzgesetze.

Kowno, 16. Oktober.

Am Sonnabend trat der litauische Sejm zu einer Sitzung zusammen, um die beiden Gesetzentwürfe über die Neuordnung des Staatschutzes zu beraten. Die beiden Gesetzentwürfe wurden vom Sejm in erster Lesung angenommen und zur weiteren Beratung einer fünfgliedrigen Kommission übergeben. Es handelt sich um ein Gesetz, das zwölf Ergänzungen zum Gesetz zum Schutz von Volk und Staat enthält, und um einen Gesetzentwurf über den Ausnahmezustand.

Der litauische Innenminister Leonas verlor vor dem Sejm die Ansicht, die beiden Entwürfe sollten sich auf die Verfassung und ständen mit dem Verfassungskonzept im Widerspruch. Sie stellten eine Einschränkung des Verfassungskonzeptes dar. Die litauische Regierung auf eine Anfrage der memelländischen Abgeordneten im Mai betreffend die Aufhebung des Ausnahmezustandes dar. Die Durchführung der Gesetze obliege in Litauen dem Innenminister, im Memelgebiet dem Gouverneur. Als oberste

Entscheidungsinstanz gelte das Oberste Tribunal, an das sich alle Beschwerden wenden können.

Gegenüber dieser Darstellung des Innenministers stellte der memelländische Abgeordnete Patafisch fest: Auf die Anfrage vom 31. März d. J. betreffend Aufhebung des Ausnahmezustandes habe die Regierung die Versicherung gegeben, daß er in Kürze aufgehoben würde. Heute, nach sechs Monaten, liegt dem Sejm ein Gesetzentwurf vor, der eine formale, aber keine tatsächliche Aufhebung des Ausnahmezustandes im Memelgebiet bedeutet, und der in Wirklichkeit den alten Ausnahmezustand verewigt, indem er die Machtbefugnisse des alten Staatschutzes vom Kriegsformalitäten auf den Gouverneur, für den das Memelgebiet keine Ausnahmezustände vorzusehen, überträgt. Die Vertreter des Memelgebietes protestierten auf das schärfste gegen den Gesetzentwurf und verlangten genaue Durchführung der Verfassungskonvention. Nach einigen zum Teil sehr erregten Auseinandersetzungen wurden beide Gesetzentwürfe gegen die Stimmen der memelländischen Abgeordneten für beschlagnahmungsunfähig erklärt und einer fünfgliedrigen Kommission überwiesen.

Werden sich Budapest und Prag einigen?

Daranyi und Gra Csaky berichten.

Ministerpräsident Daranyi beim Reichsvertreter.

DNB Budapest, 16. Oktober.

Gesandter Graf Csaky, der Ratsmitglied des Ministers des Äußeren, der Freitag im Flugzeug nach Rom gereist war, wo er mit dem italienischen Regierungschef Mussolini und dem Minister des Äußeren, Graf Ciano, Besprechungen führte, ist Sonnabend zurückgekehrt. Am Flugplatz empfing ihn der Budapest-Gesandte italienische Gesandte Vincini. Graf Csaky und Gesandter Vincini führten gemeinsam ins Ministerium des Äußeren, wo eine längere Besprechung stattfand.

Nach Abschied des Gesandten Vincini erlittete Graf Csaky dem Minister des Äußeren, Ranga, Bericht über seine Besprechungen. Sodann führten Minister von Ranga und Graf Csaky zum Ministerpräsidenten Daranyi, wo bald darauf auch der frühere Ministerpräsident Daranyi eintraf.

Sie führten dann zu einer längeren Besprechung. Um 14 Uhr erschien Ministerpräsident Daranyi beim Reichsvertreter in Audienz. Die Audienz währte eine halbe Stunde.

Gerechtigkeit nach beiden Seiten.

Rom, 16. Oktober.

Im Hinblick auf eine Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen Ungarn und der Tschecho-Slowakei unterzeichnet der Direktor des „Giornale d'Italia“, nachdem die deutschen und die polnischen Ter-

Freundschaft zwischen zwei Völkern.

Rey und Cianetti sammeln.

Braunschweig, 16. Oktober.

Auf der Fahrt zum Rbf-Wagenwerk in Fallersleben trafen Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und der Präsident der italienischen Arbeiterkonföderation, Cianetti, bald nach 13 Uhr in Braunschweig ein. Präsident Cianetti hatte sich bekanntlich in lebenswunderlicher Weise bereit erklärt, an der Seite Dr. Ley als seinerseits für das Gelingen des deutschen Winterhilfswerkes beizutragen und an der ersten Reichsfestnahme mit zuwirken. So stand er schon kurz nach der Ankunft mit Dr. Ley inmitten einer dichten freudigen Menschenmenge aus dem Alten Hagenmarkt, dem Brennpunkt der Stadt. Ein Musikcorps der Wehrmacht spielte, während Dr. Ley und Präsident Cianetti mit Freunden die Spenden entgegennahmen. Der italienische Gast zeigte in jeder Hinsicht ein „einnehmendes“ Wesen. Auch die ihn begleitenden Herren griffen bereitwillig zur Sammelbüchse. In kurzer Zeit konnten sofort Dr. Ley und auch Präsident Cianetti die ersten vollen Büchsen abliefern. Am Nachmittag traten Dr. Ley und sein Gast die Fahrt zum Rbf-Wagenwerk nach Fallersleben sowie zu den Reichswerken Hermann Göring an. Den Auftakt zur Besichtigung der Bauteile und Lager in Fallersleben bildete der Empfang der Gäste durch den Leiter des Hauses Hohenhausen, Staatsrat Tschögl, im Geburts- hause Hofmann von Fallersleben, des Dichters des Deutschlandliedes.

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Präsident Cianetti sammelten am Sonntagmittag in der Reichsbauernschaft Goslar, die zu Ehren der Gäste reichen Plaggenstamm angelegt hatte für das Winterhilfswerk. Bei einem eintündigen Sammelspaziergang durch die Straßen und Gassen der tausendjährigen Stadt, und vor allem auf dem Marktplatz und vor der Kaiserpfalz, konnten sie dank der Gefreundlichkeit der Spender wieder eine große Zahl bis an den Rand gefüllter Sammelbüchsen der örtlichen Sammelleitung übergeben.

Italiens Arbeiter stiften die erste DAF-fahne für den Sudetengau.

„Cianetti-Halle Kraft durch Freude.“

DNB Goslar, 16. Oktober.

Eigentlich der Besichtigung der Reichswerke Hermann Göring in Bahrenfeld wurden bei einem kameradschaftlichen Zusammenkommen der dort beschäftigten deutschen und italienischen Arbeiter herzlich geballene Ansprachen zwischen dem Präsidenten Cianetti und Dr. Ley gewechselt. Unter dem tosenden Beifall der deutschen und der italienischen Arbeiter teilte Präsident Cianetti dabei mit, daß die italienische Arbeiterkraft im Zeichen der deutsch-italienischen Freundschaft und insbesondere der engen Verbindungen zwischen den italienischen Korporationen und der Deutschen Arbeitsfront die erste DAF-fahne für den Sudetengau stiften werde. Die Arbeiterkraft aller italienischen Provinzen werde bei der Anfertigung dieser Fahne mitwirken. Die Fahne solle in Rom feierlich geweiht und dann in München offiziell übergeben werden.

Auf einem am späten Abend vor mehreren Tausend deutschen und italienischen Arbeitern in der neuen Kraftdurch-Freude-Halle der Volkswagenfabrik Fallersleben veranstalteten Festabend gab Dr. Ley diese besondere Ehreung mit Worten tief empfundenen Dankes aus, indem er seinen Entschluß mitteilte, daß die von ihm nunmehr einweisende große Kraftdurch-Freude-Halle „Freud“ erhalten wird.

Dr. Ley betonte, daß er diesen Entschluß gefaßt habe eingebend der Tatsache, daß viele Tausend italienische Arbeiter am Aufbau der Volkswagenfabrik und der Reichswerke Hermann Göring mitarbeiten. Italien habe durch

die Entsendung dieser Arbeiter einen neuen augenfälligen und dankenswerten Beweis für die Freundschaft zwischen den beiden Völkern erbracht. Deutschland werde nie vergessen, daß ihm Italien auf diese Weise in so schwerer Zeit durch die Bereitstellung von fleißigen, tüchtigen und disziplinierten Facharbeitern geholfen habe.

Deutsche Sänger auf Italien-fahrt.

Der Duce beim Konzert der Berliner Liedertafel.

Rom, 16. Oktober.

Das große Konzert der Berliner Liedertafel, das im Teatro Adriano am Samstag stattfand, war eine künstlerisch glänzende Leistung. Es empfing eine besondere Auszeichnung durch die Anwesenheit des Duce, der sämtliche Darbietungen mit lebhaftem Interesse und gespanntester Aufmerksamkeit folgte. Das große Haus mit seinen vertikalten Flächen war ausverkauft und bot schon äußerlich durch den reichen Schmuck und Blumen- schmuck sowie die ermunternde geordnete Menge ein überaus festliches Bild.

Neben dem Duce erschienen an der Spitze der italienischen Behörden der italienische Schirmherr der Konzert- tafeln, Propagandaminister Dino Alfieri, Justizminister Solmi, der Präsident der Akademie Santa Cecilia, Graf di San Martino, der Vizegouverneur und der Präsident von Rom, ferner der deutsche Botschafter in Rom, Dr. Freyher von Bergen, der Landesgruppenleiter der NSDAP, Gisel, und der Ortsgruppenleiter von Rom, Dr. Fuchs. Die deutsche Kolonie war fast vollständig anwesend.

Als der Duce seine Loge betrat, schlugen ihm die Wogen der Begeisterung und der Liebe mit nicht endenden wolkenden „Duce-Rufen“ und Händeklatschen entgegen. Überaus deutlich laut war der Eindruck bei der Jubelstimmung in der Sänger den Abend mit dem Chorleiter Rom in Musik gefahren „Gruß an den Duce“ eröffneten. „Rom“ begeistert aufgenommen. Jede der sich anschließenden zahlreichen Darbietungen des Chors und der Pianistin Annerose Tramer lösten förmlichen Beifall aus.

Während des Konzerts und nach dem Gesang der deutschen Nationalhymnen ließ sich der Duce den musikalischen Leiter, Friedrich Jung, den Präsidenten des Vereins, Dr. Otto Böhm, und den Leiter, Dr. Heide- rich, vorstellen. Er brachte seine unumstößliche Bewunderung und den Ausdruck für die hohe kulturpolitische Tat des Berliner Chors zum Ausdruck. Besonders freute es ihn, daß der Chor sein erstes Konzert den italienischen Arbeitern eines großen Wandlender Wertes gewidmet hätte. Mit Befriedigung nahm der italienische Regierungschef die Gabe des Chors, eine künstlerisch gestaltete der „Anno a Roma“ (Hymne an Rom) aus der Feder Friedrich Jungs mit der italienischen Übersetzung des Textes von Dr. Böhm entgegen.

Trotz des umfangreichen Programms erzwang sich die Jubelstimmung nach manchen Zugabe zu dem überaus erfolgreichen Konzert, das auf sämtliche italienischen Sender übertragen wurde.

Lord Halifax dankt der British Legion

London, 16. Oktober.

Im Hinblick auf die am Donnerstag von der internationalen Kommission getroffene Entscheidung, nach der britten nicht-Rassenden soll, wie von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, die British Legion dahin unterrichtet werden, daß ihre Dienste in der Tschecho-Slowakei nicht benötigt werden. Außenminister Lord Halifax hat der British Legion seine hohe Anerkennung für den ausgezeichneten, von nationalen Empfindungen getragenen Geist zum Ausdruck gebracht, von dem die Haltung der British Legion gekennzeichnet wurde.

Mussolini verschiebt Turinreise.

Rom, 16. Oktober.

Die amtliche italienische Nachrichtenagentur teilt mit, daß wegen der noch nicht völlig gestrichenen internationalen Atmosphäre der Duce seine für diese Tage vorgesehene Reise nach Turin auf kommendes Jahr verschoben hat.

„Pressehege mit Neutralität unvereinbar.“

Genf, 16. Oktober.

Zu einem Beschluss des Schweizer Bundesrats, eine Ausdrucksprache mit den maßgebenden Vertretern der Schweizer Presse zu halten, um eine Veränderung der außenpolitischen Haltung verschiedener Blätter herbeizuführen, wird bekannt, der Bundesrat habe in seiner gestrigen Sitzung festgestellt, daß gewisse Zeitungen namentlich in der deutschsprachigen Schweiz nach wie vor eine Hege betreiben, die mit der Neutralität der Schweiz nicht zu vereinbaren sei. Das politische Departement werde diese Angelegenheit genau verfolgen. Man scheint entschlossen zu sein, alle Möglichkeiten einer Verständigung mit der Schweizer Presse zu erschöpfen. Sollten diese Verhandlungen scheitern, so würde sich der Bundesrat gezwungen sehen, eine Reihe von Maßnahmen anzuordnen.

Forderungen der deutschen Minderheit.

Vorsprache beim polnischen Ministerpräsidenten.

Warschau, 16. Oktober.

Am Freitag empfing der polnische Ministerpräsident Slatkowski die bisherigen deutschen Senatoren Hasch und Wiesner, die dem Ministerpräsidenten eine Reihe von Forderungen, das Schulwesen, die Anwendung des Grenzengesetzes, gleiche Behandlung der deutschen Arbeiter auf dem Arbeitsmarkt sowie laufende finanzielle Fragen betreffend, vorzulegen. Der Ministerpräsident sagte eine wohlwollende Prüfung der vorgetragenen Forderungen zu.

Britischer Minister gestorben.

London, 16. Oktober.

Der britische Dominion-Minister Lord Stanley, Titelerbe des Earl of Derby, ist in der Nacht zum Sonntag in einer Londoner Klinik an den Folgen einer Beinverletzung gestorben. Mit dem Tode Lord Stanleys tritt die Frage einer größeren Verschiebung im britischen Kabinett, die im Zusammenhang mit dem Rücktritt des Marineministers Duff Cooper in der Presse bereits wiederholt erörtert worden war, wieder stärker in den Vordergrund.

Der geplante Stratosphärenballon.

Festige Kritik der polnischen Presse.

Warschau, 16. Oktober.

Das Plaken eines Teiles der Hülle des polnischen Stratosphärenballons nach dem vergeblichen Start auf der Wawel-Festung einen Sturm der Enttäuschung hervor. Eine ganze Reihe von Blättern verurteilt nicht nur die Wawel-Festung, sondern auch die große Nachlässigkeit der tschechischen Luftfahrt, zurückzuführen. Der tschechische „Kurier“ meint, wenn der Start überhaupt durchgeführt werden sollte, dann müsse er unter ganz anderen technischen und organisatorischen Vorbedingungen erfolgen. Der „Maly Dzienik“ verlangt eine strenge Untersuchung und Feststellung der Schuldigen, die zur Verantwortung gezogen werden müssen. „ABC“ schreibt, der Ballon habe als Luftschiff erwiesen. Als Scham vor den unzufriedenen Organisations des Stratosphärenfluges sei der Ballon verbrannt.

Der Bär als Gepäckstück.

London, 16. Oktober.

In Southampton ereignete sich ein Zwischenfall, der den Jagdbehörden beträchtliche Kopfschmerzen bereite. Auf dem Dampfer „Monica“ hatte Prinz A. Chyua von Siam Passage nach Hongkong gebucht und sein Gepäck zur Verladung vorausgeschickt. Die Koffer des Prinzen, der sich kürzlich mit einer Engländerin verlobet hat, trafen in einem geschlossenen Lastwagen ein. Als Jagdbehörden den Lastwagen öffnen wollten, um die Koffer an Bord des Dampfers zu schaffen, trafen sie einen großen Bär entgegen. Der Bär, der zum Eigentum des Prinzen gehörte, war in einem Rucksack untergebracht und hatte während der Fahrt in der Kiste gefressen. Er war dann daran gegangen, das Gepäck des Prinzen zu zerbrechen und hatte bereits den Inhalt mehrerer Koffer herausgenommen und verstreut. Da keiner der Arbeiter mit dem Tier umzugehen wußte und ein Tierbändiger nicht zu beschaffen war, das Gepäck sich andererseits in einem chaotischen Zustand befand, blieb nichts anderes übrig, als den Lastwagen wieder zu schließen und nach London zurückzuführen. Er wurde dort zum zoologischen Garten gebracht, wo ein Tierwärter den Bären in einen Käfig sperrte.

Kleine Nachrichten.

Der Führer an den König von Rumänien. Der Führer und Reichskanzler hat dem König von Rumänien zu seinem Geburtstag seine besten Glückwünsche ausgesprochen.

Korpsführer Hühnlein traf am Samstagmittag auf dem Flughafen bei Bourget zum Besuch des Pariser Automobilclubs und zur Tagung der IATAC (International Automobile Clubs) ein.

Deutscher Hottentot in Tanger. Hottentot meldet aus Tanger, zum ersten Mal seit dem Weltkriege hätte ein deutsches Geschwader in Tanger einen Besuch ab. Im Sonnabend seien der Panzerkreuzer „Graf Spee“ und drei Torpedobootscharrier unter dem Oberkommando eines Admirals in Tanger eingetroffen. Ein deutsches U-Boot, das am Freitag in Tanger eingetroffen war, ist am Sonnabendmorgen wieder ausgelaufen.

Die deutschen Konsuln in Prag immer noch nicht freigegeben. Die widerrechtliche Verlegung der deutschen Konsuln ist trotz Zusage seitens der tschechischen Behörden noch immer nicht rückgängig gemacht worden. Das Schicksal der dadurch vertriebenen deutschen Konsuln und Konsulinnen bleibt deshalb weiter ungewiss. Die amtliche Revision der vertriebenen vielfach demobilisierten Konsuln wird fortgesetzt, wobei die Zimmer nach politischem Material durchsucht werden.

Spanien ehrt den Gründer der Falange. Verschiedene Städte Spaniens haben eine Ehreung des Gründers der Falange Jose Antonio Primo de Rivera, der von den Bolschewiken ermordet worden ist, beschlossen. Eine große Zahl Straßen ist nach ihm benannt worden. Die Stadt Granada hat einen Preis ausgesetzt für die beste Biographie Riberas.

Es war wie a Mutter in der R den Kindern in die Zeitung; die Bauarbeiten beschäfften ihren Kaufmann. Als die Glode da war. Bald b kommene Post: el Karte von Tante gebelien Patienten marm lächelte) un Rädchen. „Rein Sandstift!“ Un Der Vater nah in der Hand, sah o einer großen deut manden, seinen W in dieser fernem S war. Wertvollste Augen zu seiner Z eine Zigarre an, e Mit aller Wohl wüßten, was drin machinen ja nicht sing er an, die B entfallen. Frau standen drum heru ja doll“, meinte D Es war ein Bu wand gebunden, b Brief dabei? Reim fröndlichen Grilßen der ersten Seite. Sie haben nach verlorene Hafen“ nie gehört. Noch Sie stimmte genau, Großkügel schüttel um Blatt, sie breite und suchte jedes war mehr zu findn „Mit anderen W halt noch Hille Wer „Du bist ein alte zürd und schlug i konnte sie es nicht Wangen färbte. In diesem Augen weiche Zeit, mid da wechslung sein. In diesem Augen Suppe überlachten. Frau Magdalena u aber nach das Buc zürd. Als man ihn z Zeitungsbilätter: vor der letzten Wochen, damit er später wu hatte.“ Aber das s mußte wohl gerade „Seltsame Geshi seiner Frau. „Die wir müßten einmal schreit. Ganz merkw lehren.“ Da böhrt. Und nach einer Z mungssohl und eq Tolle aber ist. U schloß. „Wie so, unte e.“ „Bist du; Es u einer Kleinigkeit er die ungenügend ist der Vater des Jungs aneinander zu denke einmal in Not kom gehen.“ In jenem Z viele Jahre geben u Frau und Mutter g und verzeihen. Da ein Mädchen mit ein ohne Absicht, nur also genau wie bei genau u beschreiben. Frau erinnert sich au sprechen, sie hat auch können, sie läßt e Radschloß. „Das ist ja nahege lome. „Du glaubst e donnm, hinter dem B Verehrer verliert?“ „Das wäre schon wenig.“ „Ja, und was tu.“ „Soweit bin ic „Dann bitte, bee kann.“ Hinter dem Scher erregende Spannung, ihre Gemüter gelost ein so schönes und i je ernstlich hatte v ständliche Offenheit, auch nun wieder den festhalten Abenteuer Mit wem war die Weichen ihrer vielen gern gehabt? Hatte geben? „Über so wüßlich nehmen“, meinte der Borspiel sein zu dem dir einmal nahesta schied.“ Ihre ganze Rind einmal in ihr, jehn, Namen. Sie nannte denn die Wiedenlam anmordete. Als si mit dem Hausmädch Mann sah in seiner e Abend. Dann erlt, als die Frau Magdalena wiede dung zu kümmern. weiter, was macht die „Du hast es fast b Mann und was jelt Buches läßt also da liegen, sie nimmt e als eine Kartei, als falls, sie will ich überben lassen. Denn lichteit und selbst e hört werden. Neben Erzählung, das Zeit nahe gefanden hat, d Hände nach ihr ausf sie achtet nicht daru Reife.“ Der Mann schwie außerhande, etwas zu eine geheime Not.

Geheimnisvolle Botschaft

VON WERNER OELLERS

Es war wie an jedem Sonntagmorgen: Während die Mutter in der Küche kochte und brütete, sah der Vater mit den Kindern in der Bohnstube. Doktor Sandmann las die Zeitung; der kleine Otto war mit seinem Märklin-Baukasten beschäftigt; Nenne und Grete spielten mit ihrem Kaufmann-Hausfrau und Verkäuferin.

Als die Glocke ging, wuchsen alle, daß der Briefträger da war. Bald darauf brachte die Mutter die angekommene Post: einen Brief von den Großeltern, eine Karte von Tante Hedwig, ein Dankschreiben von einem geheilten Patienten (daß es so was noch gab! Dr. Sandmann lächelte) und schließlich ein Mädchen.

„An Frau Magdalena Sandmann“ stand auf dem Päckchen. „Kein Absender?“ — „Kein Absender.“ „Die Handchrift?“ — „Unbekannt, aber männlich.“

Der Vater nahm das Mädchen, betrachtete es, wogte es in der Hand, sah auf den Poststempel, nannte den Namen einer großen deutschen Stadt. Nein, sie wuchsen nicht, sondern, keinen Verwandten und keinen Bekannten, der in dieser fernsten Stadt oder in ihrer Nähe heimisch war. Merklich war der Mann, daß mit großen, fragenden Augen zu seiner Frau auf, dann blickte er sich erst mal eine Zigarette an, eine aus der neuen Kiste.

Mit aller Vorsicht und Umsicht — wer konnte wissen, was drin war, und leider existierten Höllenmaschinen ja nicht nur in der bürgerlichen Phantasie — fing er an, die Verpackung zu öffnen, das Geheimnis zu entdecken. Frau Magdalena, Nenne, Grete und Otto standen drum herum und hielten den Atem an. „Das ist ja doll“, meinte Otto und blickte nachlässig in der Nase.

Es war ein Buch. Fremdsprache, in himmelblauer Leinwand gebunden, bot es sich den erkrankten Blicken. Kein Brief dabei? Keine Signatur. Doch, eine Widmung. Mit fremdsprachlichen Grüßen gewidmet vom Verfasser, so stand auf der ersten Seite.

Sie sahen nach dem Titel. Es war ein Roman: „Der verlorene Hafen“. Den Namen des Verfassers hatten sie nie gehört. Noch einmal betrachteten sie die Anschrift. Sie stimmte genau, Name, Ort, Straße und Hausnummer. Großartig schützelte sie die Köpfe. Sie wendeten Blatt um Blatt, sie breiteten das Papier auf dem Tisch aus und suchten jedes Quadratcentimeter ab. Nichts weiter war mehr zu finden. Das Geheimnis gab sich nicht preis. „Mit anderen Worten“, sagte „lächelnd der Mann, „zu hast noch kleine Versteher im Land.“

„Du bist ein alter Mann“, gab sie ein wenig unbeholfen zurück und schlug ihn scherzhaft auf den Mund. Doch konnte sie es nicht hindern, daß eine letzte Kiste ihre Wangen färbte. „Außerdem“, fügte sie hinzu, „habe ich keine Zeit, mich damit aufzuhalten. Es wird eine Verwechslung sein.“

In diesem Augenblick hörte man aus der Küche die Suppe kochen. „Da haben wir die Besprechung!“ rief Frau Magdalena und rannte davon. Der Hausvaterband aber nahm das Buch und zog sich in eine Ecke der Stube zurück.

Als man ihn zum Essen rief, hatte er ein häßliches Zeitungsgelächter vor sich. Es waren die Literaturbeilagen der letzten Wochen. Dr. Sandmann verwarf sie alle, damit er später wußte, was er zu Weihnachten zu kaufen hatte. Aber das Buch war noch nicht bestritten. Es mußte wohl gerade erst herausgekommen sein.

„Seltsame Geschichte!“ sagte er und sah wie fragend zu seiner Frau. „Die Zeitung hat es noch nicht angelehrt, wir müssen einmal aufpassen, wann die Besprechung erscheint. Ganz merkwürdig! Wagt du heute noch unbedingt zu lesen?“

„Ich denke, wenn kommen wir darüber.“

Und nach einer Weile: „Wirklich ein gutes Buch, stimmungslos und ergreifend, ohne Sentimentalität. Das tolle aber ist: Es ist unsere Geschichte!“

„Wieso, unsere Geschichte?“

„Paß auf: Es wird da von zwei Jugendgeheimnissen in einer Kleinstadt erzählt, einem Jungen und einem Mädchen, die unzertrennlich sind und sich sehr gern haben. Als nun der Vater des Jungen verstorben wird, versprechen sie, immer aneinander zu denken. Vor allem aber soll derjenige, der einmal in Not kommen sollte, dem anderen ein Zeichen geben.“

„An jenem Zeichen müßten sie sich erkennen. Aber viele Jahre gehen darüber hin, das Mädchen ist längst Frau und Mutter geworden, der Jugendfreund verfallen und verheiratet. Da freit sie an einem Sonntagmorgen ein Päckchen mit einem Buch, mit nichts als einem Buch, also Nenne, nur mit einer anonymen Widmung — also genau wie bei uns heute morgen, und alles ist fast genau so beschritten, wie es bei uns zugegangen ist: Die Frau erinnert sich an nichts, gleichwie denn an ein Versprechen, sie hat auch keine Zeit, sich um das „Zeichen“ zu kümmern, sie läßt es einfach liegen und rennt zu ihren Rodpfeilen.“

„Das ist ja nahezu gipfelig!“ meinte Frau Magdalena. „Du glaubst also, der Verfassername sei ein Pseudonym, hinter dem sich mein Bekannter oder Freund oder Verehrer verbirgt?“

„Das wäre schon möglich, ist aber durchaus nicht notwendig.“

„Ja, und was tut dann die Frau?“

„Soweit bin ich noch nicht.“

„Dann bitte, beachte dich, damit ich mich danach richten kann.“

Hinter dem Scherz und ihrem Lächeln verbarg sich die erregende Spannung, die die geheimnisvolle Geschichte auf ihre Gemüter gelegt hatte. Ihr Verhältnis war immer ein so schönes und inniges gewesen, daß kein Schatten es jemals hätte verdunkeln können, und die feststehende, ständige Freundschaft, die sie miteinander verband, erhöhte auch nun wieder den Reiz, mit dem sie sich gemeinsam dem seltsamen Abenteuer in die Arme warfen.

Mit wem war es denn je gut Freund gewesen? Welchen ihrer vielen Jugendmetamorphosen hatte sie wirklich gern gehabt? Hatte sie je ein so kurzes Versprechen gegeben?

„Aber so wüßte ich nicht, daß das doch nicht sein kann“, meinte der Mann. „Das alles mag historisches Porträt sein zu dem einzig Wichtigen, daß jetzt einer, der dir einmal nahestand, in Not ist und dir ein Zeichen schickt.“

Ihre ganze Kindheit und Jugendgeschichte war auf einmal in ihr, zehn, zwanzig, hundert alle, fast vergessene Namen. Sie nannte den und nannte jenen. Als sie dann die Wiederkehr damals hingezogen? „Niemand“, antwortete. „Als sie sich umwandte, merkte sie erst, daß sie mit dem Hausmädchen allein in der Küche war. Der Mann sah in seiner Stube und las. Er las bis zum Abend.“

Dann erst, als die Kinder zu Bett waren, fand auch Frau Magdalena wieder Zeit, sich um die fonderbare Sendung zu kümmern. „Nun also“, sagte sie, „wie geht's weiter, was macht die Frau?“

„Du hast es fast haargenau vorhergesagt“, antwortete der Mann und war sehr leise erst dabei. „Die Frau des Buches läßt also das ihr Zeichen geschickte Buch auf sich liegen, sie nimmt es als eine Verwechslung, vielleicht auch als eine Karikatur, als einen Dummheitsstreich, jedenfalls, sie will sich durch so was den Sonntag nicht verderben lassen. Denn sie sieht ihre wohlgeordnete Persönlichkeit und selbst es nicht, daß ihre gemachten Kräfte gehört werden. Neben ihr liegt das Buch, eine leibliche Erzählung, das Zeichen eines Mannes, der ihr einmal nahe gestanden hat, der jetzt in Not ist und verstimmt die Hände nach ihr ausstreckt. Aber das kümmert sie nicht, sie achtet nicht darauf, sie lebt eben ihre Tage auf ihre Weise.“

Der Mann schwieg, und auch Frau Magdalena war außerstande, etwas zu sagen. Sie schloß auf einmal in sich eine geheime Not.

„Das Ganze ist vielleicht ein Symbol“, meinte der Mann nach einer Weile, „aber was verleiht das? Die (wirkliche oder erdachte) Gestalt des Menschen, der da in Not ist, steht für die, die es unendlich ist. Das gerade ist das faszinierende dieser Geschichte, die das Buch, woher es auch kommen mag, in unser Haus führt. In ein Haus“, setzte er leise hinzu, „das die Dichtung in die Wirklichkeit zu überführen scheint — wenn sie nicht schon da ist.“

Sie sahen still. In ihren Gesichtern stand Nachdenklichkeit, Unsicherheit, fast etwas wie Angst war in ihren Augen.

„Und der Schluss?“ fragte Magdalena schließlich.

„Der Mann steht sich um keine letzte Hoffnung gebracht, um die Hoffnung auf den „Hafen“, auf die Treue der Kindheit und Heimat. Sein Glaube an Menschen, sein Glaube an die Welt, der ihm immer noch geblieben war, ist zerbrochen, und niemand weiß, was aus ihm werden wird.“

Wieder schloß er eine Weile schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Schließlich sagte der Mann: „Man muß einmal die Besprechung in der Zeitung abwarten. Vielleicht, daß sich daraus etwas ergibt.“

Er wußte selber nicht, was sich daraus ergeben sollte; er hoffte nur.

Unwillkürlich hatte Frau Magdalena angefangen, den Tisch zu decken; man erwartete zwei betrunkenen Ehepaare zu Gast.

Als die Gäste da waren, hörten sie mit Staunen, ja mit einem geheimen Erschrecken der Herzen die seltsame Geschichte, die sich zugetragen hatte. Während jedoch die Männer von dem faszinierenden Anruf der Gemüter am meisten beeindruckt schienen, plätschete die Frauen mehr als dieses das Erzählen eines jugendlichen Abenteuer, dessen Heldin Frau Magdalena gewesen war und das sich nun der Altersnden nach langen Jahren wieder zu Gemächigen drohte.

Ob denn die Stadt in der Zeichnung des Buches zu erkennen sei, fragten sie.

Nein, das nicht. Die Atmosphäre sei zwar kleinräumig, aber im einzelnen vermischt; natürlich.

Ob Frau Magdalena sich denn gar nicht so einer Jugendgeschichte erinnern könne? Das sei, es brauche ja nur etwas ähnliches gewesen zu sein.

So haben sie lange und schüttelten die Köpfe.

In der nächsten Literaturbeilage fand sich die Besprechung, sehr herzlich, wohlwollend und lobend. Ein bisher unbekannter, so stand da, habe sich mit diesem ersten Schritt einwunderbar, ja eindrucksvoll vorgestellt, man dürfe auf seine weitere Entwicklung hoffnungsvoll gespannt sein. Die seltsame Not, von der hier erzählt würde, sei so sehr aus dem Inneren erlebt und dargestellt, daß man annehmen müsse, es seien in das Werk viele autobiographische Züge eingewebt.

Aber diese schöne Besprechung freuten sie sich; sie wußten selber nicht, warum. Über eine Kritik hatten sie damit noch immer nicht, gleichwie denn, daß das Geheimnis um den Verfasser gestiftet worden wäre.

Einige Tage danach traf Doktor Sandmann auf der Straße seinen Freund, den Amtsrichter. Der erzählte ihm, daß er, vielleicht seine Frau das Buch gekauft habe (übrigens auch eine Reihe anderer Bekannter!) und daß man es nicht ohne Ergriffenheit gelesen habe. Er selber müsse gestehen, daß er bei der Lesart nicht mehr an das Versteckte gedacht habe, so sehr sei er erfüllt gewesen von der Anlage, die da in den gewöhnlichen Bürgerlichen Trotz geschleiert wurde.

Was nun das Rätsel angehe, so glaube man, der Blick auf der Spur zu sein. Da sei nämlich im Jahre 1911 ein Postmeister Jender von hier verstorben worden und nach Süddeutschland gezogen. Dieser Jender müsse einen künstlerischen Veranlagungen Sohn Gottfried gehabt haben, der auch Frau Magdalena in gewissem Sinne nahegekommen habe. Dann wäre der Verfassername im Buch also ein Deckname?

„Ja natürlich. Man habe sich auch schon an den Verlag gewandt, der habe ihre Mutmaßung bestätigt, doch könne er den wahren Namen nicht preisgeben. Das bestärkte sie natürlich in ihrer Annahme.“

Zu Hause brauchte Frau Magdalena keinen Augenblick, um sich zu bestimmen. „Ach“, rief sie, „der Gottfried! Ja, wir haben miteinander gespielt und gerault — ist das nahegekommen? Und ich soll ein Zeichen mit ihm verpackt haben für den Fall, daß einer von uns in Not käme? Nein, davon weiß ich nichts.“

Doch konnte auch sie sich gegen die Mutmaßung nicht wehren, vor allem nicht gegen den Gedanken, daß Gottfried jetzt in Not sein könne und sie um Hilfe rief. So nahmen sie sich vor, Nachforschungen nach ihm anzustellen. Sie erfuhren dabei, daß er Eisenbahninspektor geworden war und daß seine künstlerischen Neigungen sich in Hausmusik erschöpften. Immerhin hatte er sich sehr gelehrt, wieder einmal etwas zu hören.

Während die Bekannten nach diesem Feststehen einer neuen Spur folgten, geschah es, daß Doktor Sandmann eines Tages ins Kreisbücherei zu fahren hatte. Auf der Hauptstraße daherkommend, hielt er plötzlich den Schritt an und blieb staunend vor dem Schaufenster eines Buchladens stehen. Über die ganze Breite des Fensters sah er nichts als „Der verlorene Hafen“. Zwischen den himmelblauen Bänden stand auf einem weißen Karton „J. J.“

„Das war ja ein toller Erfolg. Der Doktor freute sich darüber; er wußte selber nicht warum. Doch lag es wohl an dem unterbewußten Glauben, daß der Verfasser seiner Frau nahestand und daß seine Not jetzt wohl ein Ende habe.“

Als er nach Hause kam, zeigte Frau Magdalena ihm, ehe er noch etwas hätte sagen können, die neueste Zeitung. Dr. Sandmann las:

„Der große Bucherfolg. Die Leser unserer Literaturbeilage werden sich nach der lobenden Besprechung erinneren, die wir vor einigen Wochen dem Erstling „Der verlorene Hafen“ an dieser Stelle gewidmet haben. So überzeugend die Arbeit des Verfassers ist, so wenig verstanden wir uns für sie im Inneren des Jenders das, was man einen breiten Publikumserfolg nennt. Denn die Wahrheit, die das Buch enthält, appelliert zu sehr an das Gewissen, das einleuchtet, als daß die Gewissen diese Anlage und Belastung gern auf sich nehmen wollten. Mit Bedauern dachten wir daran, daß das Buch wahrscheinlich (wie viele andere verdienstliche Werke) nur wenige Liebhaber finden und im übrigen unbeachtet, ungekauft und ungelesen auf den Ladentischen liegen bleiben würde.“

Wir müssen bekennen, wir haben geirrt. Der Verlag veranlaßt im Augenblick die fünfte Auflage in wenigen Wochen. Sind die Gewissen gewissenshafter, sind die Herzen empfänglicher geworden? Wer wollte das ohne weiteres behaupten.

Doch ist der verdiente Erfolg, wir müssen sagen, „falsch“, auf eine „natürliche“ Weise einleuchtender zu erklären. Der Leser stelle sich vor: Da liegt an einem Sonntagmorgen Frau J. in der Kleinstadt U das Buch ins Haus geschickt. Ein Absender ist nicht genannt, doch findet sich darin eine Widmung des anonymen Pseudonyms. Das ist schon ein wenig geheimnisvoll, pridelnd und seltsam. Wenn dann aber Herr X oder Frau X zu lesen anfängt, lesen sie — von einem Buche, das einer Frau auf diese Weise, auf genau dieselbe Weise an einem Sonntagmorgen durch die Post ins Haus gebracht wird. Die Empfängerin des Buches, von der in dem Buche erzählt wird, ist eine Jugendfreundin des Verfassers. Er schickt ihr das Buch als ein geheimes Zeichen, doch erinnert sie sich die Frau weder des alten Freundes noch der alten Botschaft. Kurz und gut, Frau J. in der Kleinstadt U sieht sich angelockt, und durchwühlt in ihrer Erinnerung Kindheit und Jugend; alle Freunde, alle Feinde, alle Bekannten müssen ihr helfen; man wirft ein Nebenbuhlers ein, eine Sentimental; jeder will als erster den Sohn des Verfassers entdecken, der das Buch geschrieben hat; alle rennen zum Buchhändler und bestellen. Und nun, lieber Leser, rechnen Sie die deutschen Städte und Kleinstädte zusammen — bitte!“

Als der Doktor das gelesen hatte, blieb er eine Weile nachdenklich und ernst. „Als er schließlich meinte: „Das wäre dann also eine neue Wahrheit, nicht die Wahrheit dieses Buches, sondern die Wahrheit dieses Tricks: daß man uns die Wahrheit in eine Sentimental einwickeln muß, damit wir sie schmachhaft finden; damit wir sie überhaupt annehmen.“

An seinen Augen war eine kleine Traurigkeit.

Und Valentin Schwarzenberger ist schon herzu getreten. Fassungslage hat er seine Kameraden an. Die aber haben sich gewandt, den Meister zu grüßen, der ausgeräumt die Werkstatt betritt, Balthasar sieht, daß Valentin Schwarzenberger seine Figur in Händen hält, er aber blickt durch ihn hindurch wie durch Glas.

„Guten Morgen, Freunde! Noch nicht an der Arbeit?“

Schwarzenberger steht noch immer, die Eisenfigur in der Hand. Ihm ist, als müßte er erstickend. Seine Haare fliegen. Er stammelt heiser: „Meister?“

Der aber antwortet sorglos: „Kennt er die Emale wieder?“

Keiner weiß zu sagen, wie rasch das gekommen ist: Valentin Schwarzenberger springt zwei Schritte vor, er greift einen Hammer und schlägt wortlos auf die Figur ein, immerzu, daß die Stille im Raum umspringen. Flammend leben die beiden sich in die Augen, der Meister und sein Schüler. Schön wie der steinerne Umling aus Hellas steht Valentin Schwarzenberger da, ein junger Mann, ein kleiner Gott der Rache.

Aber es geschieht ein Wunder, daß der Meister wie geteufelt aus dem Lächeln beginnt. Etwas ungewohnt Milde liegt in seiner Stimme: „Gut so, mein Sohn, ausgezeichnet — mein Sohn! Nur, was er sich da zurecht denkt, das stimmt nicht. Der Emale ist nichts gesehen — nichts. Versteht er? Aber wenn er Lust hat, dann kann er sein Werkstück machen. Ich stelle ihm die Aufgabe, die Emale zu modellieren. Hat er verstanden?“

Valentin schenkt sich der Art des Umlings. Eine neue Note breitet ihm die Wangen hin, doch ist es nicht die Glut des Jammers. Er senkt den Kopf immer tiefer, plötzlich liegt er auf den Knien vor dem verzeihenden Meister und läßt seine Hände, ehe der es ihm wehren kann: „Schon gut, mein Sohn!“

Und im gleichen Augenblick wendet sich Balthasar Bernmoer zu den übrigen: „Was steht ihr da in den Tag hinein — na? Hammer und Meißel her. Ihr Windbeutel! Balthasar Bernmoer hat zu arbeiten. Noch an deres, als kleine Nymphen — nicht wahr, Schwarzenberger?“

Über von dem kommt keine Antwort. Nur ein Hämmern dröhnt durch den Raum, denn Valentin Schwarzenberger wird bald schon ein Gefelle sein.

Die attische Krone

Von Peter Mattheus

Nachts um elf hatte Brad, der Hausbesitzer des großen Museums, endlich herausgefunden, warum die Nachbeleuchtung im Griechischen Saal nicht funktionierte. In einer Verteilerbox hatten sich drei Kabel gelöst. Es sah heinige aus, als seien sie mit Gewalt herausgerissen worden. Die Dose befand sich etwas über Mannshöhe in einem Weiler ziemlich in der Mitte des Saales.

Brad schüttelte den Kopf und bummelte vor sich hin. Im Grunde jedoch war er ganz zufrieden, daß er den Fehler gefunden hatte. Als er dann hinunter in seine Kammer ging, um Werkzeuge zu holen, begegnete er im Treppenhause dem Wächter, der die Runde machte.

„Na?“, fragte der Wächter. „Schaden entdeckt?“

„Ja“, sagte Brad, „drei Kabel haben sich gelöst, danken Sie die Freunde in die Taschen meines Koffers.“

„Drei Kabel rausgelassen wie gar nichts. Romisch, was? Wie können sich drei Kabel in einer geschlossenen Dose lösen? Wertwärtiges Sache!“

„Hm“, machte der Wächter.

„Sehen Sie sich mal oben ein bißchen an“, fuhr Brad fort. „Und wenn Sie dann gehen, schließen Sie die Tür nicht ab. Ich will nur rasch einen Schluß Kaffee trinken. Nachher komme ich und bringe die Sache in Ordnung.“

Der Wächter nickte und stieg weiter die Treppe empor. Die vielen Schüssel, die er an einem Ring am Gürtel trug, klirrten leise bei jedem Schritt. Brad dagegen wanderte hinunter ins Kellergehoß, legte sich in seiner Kammer Kaffee und sah mit Ruhe ein paar Butterbrote dazu. Er sah keinen Grund, sich zu beeilen. Es war kurz nach Mitternacht, als er mit seinen Werkzeugen und einem halbhohen Schmel wieder im Griechischen Saal stand.

Er knöpfte sich seine Taschenlampe am Knie fest, schob den Schmel an den Fleiß heran, stieg hinauf und begann die Kabel wieder festzuschrauben. Dicht neben ihm erhob sich ein hoher Gestalt, der das Brunkstück des Saales, die berühmte attische Krone, enthielt — ein Wunderwerk aus Gold, Edelsteinen und zartem Email. Rechts und links davon standen auf Sockeln zwei lebensgroße Marmorkrieger, ein Hermes und eine Athena.

Brad hatte etwa zehn Minuten gearbeitet, als ein seltsames Geräusch ihn veranlaßte, blickte er die Taschenlampe auszuheilen. Er fuhr auf seinem Schmel herum und blickte verblüfft bewegungslos stehen.

Hinter dem großen Mittelstück des Saales zeichnete sich deutlich die Gestalt eines Mannes ab, der draußen auf dem Sims saß. Überall erkante das gedämpfte Klirren des Saals aufmerksamer ertönte hatte. Dann gab es ein starkes Knacken, und eine der Schellen hatte ein Loch. Eine Hand kam durch die Öffnung und witzelte das Fenster auf. In der nächsten Sekunde war die Gestalt vom Sims verschwunden. Statt dessen lag Brad einen Schatten durch den dunklen Saal auf sich zu schleichen.

Er war viel zu erschrocken, um eine Bewegung zu machen oder zu lächeln. Dann, als er den ersten Schreck überwunden hatte, dämmerte ihm die Erkenntnis, daß der Besuch unmöglich ihm gelte konnte. Er schloß, sich ganz still zu verhalten. Stills regungslos blieb er auf seinem Schmel stehen. Nur seine Augen folgten dem schleichenden Schatten.

Der Schatten — es war der Mann vom Sims — glitt durchaus zielbewußt auf den Glasfries zu, in dem die attische Krone ruhte. Ein leises Klirren wurde hörbar. Der leise Lichtstrahl einer Taschenlampe wurde fähig über die beiden Marmorkrieger rechts und links, kreuzte ebenso fähig einen Teil von Brad's weitem Knie und bestete sich dann auf den Rücken mit seinem funkelnden Anhalt.

Ein bestirbter Gelehrter ertönte.

Dann verlösch das Licht. Der Mann legte die Lampe behutend auf den Boden und griff in die Tasche.

Brad rührte sich nicht.

Wieder ertönte das Klirren, das enthielt, wenn ein Diamant über eine Glasfläche fährt. Ein Knacken folgte. In dem schwachen Licht, das durch die Fenster lichte, konnte Brad sehen, daß der Mann die ganze vordere Scheibe des Schreins angefaßt und herausgehoben hatte. Er legte sie geräuschlos neben die Lampe auf den Boden. Dann leuchtete er zum zweitenmal bestirbt, beugte sich vor und langte mit beiden Händen nach der Krone.

Jetzt hielt Brad sein Ziel gefunden. Das brachte er den Arm aus und packte den Mann, der dicht unter ihm lauerte, an der Schulter. Er öffnete auch den Mund, um ein donnerndes Haß zu rufen. Aber er brachte keinen Laut heraus. Die Wirkung seines Griffs verlor sich ihm die Stimme.

Der Mann fuhr, als er so plötzlich die Hand an der Schulter spürte, herum und starrte selbstenhaft voller Entsetzen die weiße Gestalt an, die sich über ihn neigte. Dann ließ er ein geräuschlos umhüllendes Gefüll aus, rief sich mit einem Rud los und rief davon. Nicht vom Fenster — sondern zur Tür, durch deren Spalt ein matter Lichtschein vom Flur drang.

Im Nu war der Mann draußen und sagte die Treppe hinauf.

Er lief dem Wächter gerade in die Arme. Und Brad, der erschrocken langamer zur Tür gelangte, hörte, wie er atemlos und lebend heraustrat:

„Menschentum! Im Himmel will: bringen Sie mich weg von hier! Machen Sie mit mir, was Sie wollen — Maß weg! Eine von Ihren Spitzfiguren hat mich angefaßt!“

Der Meister und sein Schüler

VON HEINRICH ZERKAULEN

Balthasar Bernmoer hob den eisenbeschlagenen Deckel einer schweren Truhe. Durch die hohen Fenster des Reithauses, in dem während des Zwinger Baues zu Dresden des Meisters Werkstatt untergebracht ist, strahlte das weiße Licht einer lauen Vollmondnacht. Vom benachbarten Schloß her vernahm man den gleichmäßigen Schritt der Posten. Sonst schloß die Stadt, Mondlicht überflutet, unter einer Krone silberner Sterne.

Der Alte atmet tief und öffnet den Mund, als wolle er etwas sagen. Er fühlt fast körperlich die Freiheit dieser Nacht. Gleich das weiße Licht des Mondes nicht dem Wehen weißer Flügel? Stille ist es um ihn. Und schwingt nicht doch ein einziger Ton in der Luft, hell und machend, der ihm ruft, während alle anderen schlafen dürfen? Etwas greift an sein Herz, daß dem Starren Manne ängstlich wird und wehmütig zugleich. Die Worte aber vernimmt er sehr ganz deutlich: „Wie lange noch, Balthasar Bernmoer, — wie lange noch?“

Er hat noch gefasst und gestirbt, Offenbar gezeichnet und Sandstein geformt große Berken absonderlich und am den Lohn geleistet. Da brünnen in der Lade liegt eine selbstverfertigte Grabinschrift, worin er anführt, daß er „Eisenstein“. Und hat er sich nicht schon einen Totentopf gezeichnet für den eigenen Sarg?

Der Meister schüttelt sich, er will sich aus seiner unglücklichen Umklammerung befreien. Er redt sich, rührt seine hohe Stirn. Wer will etwas von ihm? Da sind seine Figuren, riefte, aus Stein, unvergänglich. Hier steht er selbst, gesund und voller Kraft. Genau so hat er früher, da man ihm wegen dieses Stöckes mit Karl XII., dem unerbittlichen Gegner Augusts des Starken, auf eine Stufe gestellt und er so sagen mochte: „Allerdings, denn er ist König und ich ein Künstler.“ In daran heute etwas geworden?

Keine Antwort. Der Ton ist fort. Weh! Immer der Mond. Eng und dumpf ist es geworden im Raum, darin noch der heizende Rauch der Kerze wie eine dunstige Wolke liegt. Balthasar Bernmoer greift nach seinem Degen und dem roten Mantel.

Da — als er sich gerade zur Tür wendet, läßt sich lautlos ein Schatten vom Fenster ab. „Meister!“ ruft es heinde ängstlich hinter ihm her. Und noch einmal: „Meister!“

Es da nicht wieder der Ton, dieser hell klingende, machende? Teufel, ich bin krank, denkt Bernmoer. Aber da greift eine Hand nach seinem Mantel und vor ihm steht ein Mädchen. Zwei funkelnde schwarze Augen brennen in dem mattschwarzen Gesicht.

„Was willst du — Mädchen?“

„Ich weiß es nicht“, klingt es wie ein Hauch. „Bei euch steht ich heute Emale.“

„Du bist eine Göttergötter, wie? Ich mache mir nichts aus Weibern, erd recht nicht aus so jungen“, lacht der Meister verächtlich.

„Ich heiße Emale, und euer Schüler, der Valentin Schwarzenberger, ist mein Schatz. Aber ihr dürft ihm

nichts verraten.“ Bettelt das Mädchen. „Ich habe von ihm gehört, daß ihr ein Künstler seid und aus Steinen Götter macht. Und daß ihr keinen Menschen um euch habt, der ihr euch sorgt. Daß ihr in der Nacht nicht schlafen könnt und glaubt, alle Welt lie euch feindlich gesinnt. Daß ihr nicht lacht noch trinkt und zu einem Totentopf betet anstatt zur heiligen Madonna.“

„Mädchen — bin ich aber ein schlummer Burche!“ muß Bernmoer lachen, und er streicht das Gesicht dicht unter seinem Herzen.

„Ach, deshalb komme ich ja. Ihr seid besser als die anderen. Ich weiß es. Sie lachen über euch und euren Bart und nennen euch einen Narren.“

„Das ist richtig — Emale. Jeder Künstler ist ein Narr.“

Da ist Emale um den Tisch geschlichen, legt dem Sinkenden von hinten beide Arme um den Hals, reißt den dunklen Bartopf zu sich herab und küßt ihn fest und warm mitten auf den Mund.

„So — das wollte ich. Und weiter nichts“, sagt die Fege, greift nach seinem Tuch und ist im nächsten Augenblick verschwunden.

„Emale!“ ruft Bernmoer wie aus einem Traum heraus. Doch niemand hört ihn. Emale ist fort. Der hohe Ton ist fort. Einarm, den Kopf in die Hand geküßt, verbarrt der Meister vor seinem mächtigen Arbeitstisch.

In seinen Gedanken formt sich ein Bild. Ein Mädchen wie mag es an diesem schweren Mann nicht gewöhnt ist, verjüngt sein Gesicht. Er horcht nach innen. Traum und Schlußlicht, Abschieden und Abschieden ringen nach einem Ausbruch. Frühling ist noch einmal gekommen in der Nacht, aber die Ansporen erschließen nicht mehr. „Emale“, sagt der Meister, während seine Hände schon an der Eisenbeimale klirren. Er selber kann und darf nur ganz schmerz. Sein Gefühl allein befiehlt die Form. Es ist ein helles Arbeiten, unablässig, funkelndlang.

Erst, da die Sonne mit hochgeschätzten Rücken über den Fluch läuft, ist Bernmoer fertig geworden. Befusam stellt er das fertige Gebilde vor sich auf, freudig ist es mit den Augen. Er schmunzelt und wagt den Kopf, die ihn kennen, wissen lobend, der Balthasar Bernmoer ist zufrieden mit seinem Werk.

Nun aber noch einen Schuß kalte Morgenluft hinein: getrunken in den übermächtigen Körper! Nachher, wenn die Schüler kommen, heißt es, einen klaren Bild und ruhige Kerzen zu haben. Er greift nach Mantel und Degen, er geht keinen Weg der Erde zu.

Und fast gleichzeitig betreten die Schüler die Werkstatt. Stumm grüßen die steinernen Figuren. Ein Bartet liegt zwischen ihnen durch, sie rühren sich nicht.

Da — einer führt einen Schrei der Verwunderung aus. Auf dem Arbeitstisch des Meisters hat er ein kleines Wunder entdeckt. Darum also ist er fort. Er hat gearbeitet die Nacht über. Eine Komposition ist es mit jertlich schamem Gesicht, die Lippen wie zwei Halbmonde gezeichnet.

Der Tod auf der Landstraße.

Wieder ein schweres Verkehrsunfall in der Todeskurve bei Dingden.
Ein Toter, ein Schwerverletzter und zwei Leichtverletzte.

8. Oktober, 17. Oktober.

Die Kette der schweren Verkehrsunfälle, die sich in letzter Zeit in Bocholt und Umgebung ereignet haben, reißt nicht ab. Noch ist in unser aller Erinnerung der gräßliche Unfall, der sich am Samstag vor acht Tagen auf der Dingdener Straße ereignete und dem der 35-jährige Heinrich Niebing von hier zum Opfer fiel, noch liegen die Bocholter Motorradfahrer, die einige Tage vorher in Wesel schwer verunglückten, im dortigen Krankenhaus, da kommt abermals die Kunde von einem furchtbaren Verkehrsunfall, das sich in der Nacht zum Sonntag gegen 1.30 Uhr auf der Landstraße zwischen Dingden und Ringenberg in der Nähe des Gutes Thorsdorf ereignete.

In der sogenannten Todeskurve, fast genau an der gleichen Stelle, wo vor einigen Jahren zwei Bocholter Motorradfahrer tödlich verunglückten, fuhr ein Personenkraftwagen, der mit vier Männern aus Wesel besetzt war und sich in Richtung Bocholt befand, gegen einen Baum. Hierbei wurde der Wagen an der rechten Seite vollständig eingedrückt. Die beiden Männer, die an dieser Seite saßen, wurden sehr schwer verletzt, während die beiden übrigen Insassen mit weniger schweren Verletzungen davontamen.

Ein Bocholter Kraftfahrer, der kurze Zeit nach dem Unfall die Unfallstelle passierte, benachrichtigte den Arzt

Dr. Vossenberg in Dingden, der bald zur Stelle war und den Transport der beiden Schwerverletzten nach Wesel veranlaßte. Es handelt sich um den 18-jährigen Hans Hendrich, der sehr schwere innere Verletzungen erlitten hatte, an deren Folgen er gegen 8 Uhr morgens im Städtischen Krankenhaus zu Wesel verschied. Der zweite Schwerverletzte ist der 19-jährige Felderhoff, der u. a. einen Schädelbasisbruch davontrug und schwer darniederliegt. Bei den beiden übrigen Insassen handelt es sich um den 27-jährigen Kurt Woschling, der eine leichte Gehirnerschütterung und einen Bluterguß am Kopf erlitten hat und nach der ersten Behandlung im Dingdener Krankenhaus ebenfalls nach Wesel transportiert wurde; ferner um den 28-jährigen Werner Kraemer, der den Wagen gefahren und nach dem Unfall sich zu Fuß nach Wesel begeben hat, wo er aus dem Bett heraus festgenommen wurde.

Wahrscheinlich ist das Unglück darauf zurückzuführen, daß der Wagen infolge sehr hoher Geschwindigkeit in der Kurve aus der Fahrbahn herausgetragen und dann gegen den Baum geschleudert wurde. Ob der Fahrer angetrunken war, steht noch nicht fest. Die polizeilichen Ermittlungen sind sofort eingeleitet worden. Der Wagen wurde einstweilen in Dingden sichergestellt.

Niemand braucht in der Bahn zu stehen.

Bei Ueberfüllung kann man einen Sitzplatz in einer höheren Klasse beanspruchen. — Eine neue Eisenbahnverkehrsordnung.

Die alte Eisenbahnverkehrsordnung (sie ist freilich erst zehn Jahre alt) hatte in manchen Dingen noch nichts von dem Geist des Grundgesetzes, daß auch die Reichsbahn ein auf den „Dienst am Kunden“ einzustellendes Unternehmen ist, in sich. Sie ist durch eine neue Ordnung, die seit dem 1. Oktober in Kraft getreten ist, abgelöst worden. Einige Bestimmungen aus dieser Neuordnung haben Allgemeininteresse und seien darum hier wiedergegeben:

Muß man in der Bahn stehen?

Nein! Man kann verlangen, daß der Schaffner einen Sitzplatz anweist. Findet ein Reisender in der seinem Fahrpreis entsprechenden Klasse keinen Sitzplatz, so ist ihm möglichst in der nächsthöheren Klasse ein Platz anzuweisen, falls dort noch Sitzplätze frei sind. Der Reisende wird in der höheren Klasse, in der ihm ein Platz angewiesen wurde, ohne Zahlung des Preisunterchiedes so lange befördert, bis ihm in der seinem Fahrpreis entsprechenden Klasse ein Platz angewiesen werden kann. Erhält er auch in der nächsthöheren Klasse keinen Sitzplatz, so kann er, ohne daß ihm eine weitere Entschädigung zusteht, entweder gegen Erstattung des Preisunterchiedes in einer niederen Klasse fahren oder die Fahrt gegen Erstattung von Fahrpreis und Gepäckfracht für die nicht durchgeführte Strecke aufgeben.

Das Belegen von Sitzplätzen.

Man kann zwar in der Bahn einen Platz belegen, und zwar nicht nur für sich, sondern auch für jede mitreisende Person, für die man einen Fahrpreis vorweisen kann, aber nicht etwa nur mit Zeitungen und Zeitschriften. Wenn man keinen Platz verläßt, ohne ihn ordnungsmäßig zu belegen, geht der Anspruch darauf verloren. Wer mehr Sitze belegt, als ihm für sich und die mit ihm reisenden Personen zustehen, hat 3 RM. zu zahlen.

Nichtraucher- und Frauenabteile.

Wer im Nichtraucherabteil rauchen betroffen wird, muß 2 Mark bezahlen. Es nützt nichts, daß die Mitreisenden nichts gegen das Rauchen einzuwenden hatten.

Das gilt übrigens auch für Frauenabteile. Auch hier darf niemals geraucht werden. Männer dürfen nicht in Frauenabteilen reisen. Wenn ein Mann das Bedürfnis hat, in einem Frauenabteil zu reisen, so muß er sich an den Schaffner wenden. Der aber wird einen Platz nur dann anweisen, wenn andere Abteile überfüllt sind. Knaben bis zum vollendeten zehnten Lebensjahr können im Frauenabteil mitgenommen werden, sie sind noch keine „Männer“.

Wie viel Gepäck darf der Reisende mit ins Abteil nehmen?

Der Reisende darf leicht tragbare Gegenstände (Handgepäck) unentgeltlich in die Personenwagen mitnehmen. Dem Reisenden steht für sein Handgepäck nur der Raum über und unter seinem Sitzplatz zur Verfügung. Reisende, denen kein Sitzplatz angewiesen werden kann, haben wegen Unterbringung ihres Handgepäckes den Anordnungen der Bediensteten Folge zu leisten. In besonders gekennzeichneten Wagen dritter Klasse dürfen auch Handwerkszeug, Traglasten in Körben, Säcken oder Kisten und ähnliche Gegenstände mitgenommen werden, die ein Fußgänger tragen kann. Die Eisenbahn kann die Mitnahme solcher Gegenstände bei bestimmten Zügen ausschließen. — Ein Reisender darf nur 75 kg leichter Gegenstände mit sich führen. Gegenstände von mehr als 75 kg Einzelgewicht werden auch dann nicht zugelassen, wenn mehrere Personen zusammenreisen. Nach der alten Ordnung waren es nur 50 kg.

Das Mitnehmen von Tieren.

Lebende Tiere dürfen in Personenwagen nicht mitgenommen werden, jedoch sind kleine, zahme Tiere in Käfigen, Kästen, Körben oder anderen geeigneten Behältern — kleine Hunde auch ohne solche — zugelassen, soweit keine Polizeivorschriften entgegenstehen. Kein Mitreisender widerspricht und die Tiere auf dem Schoß getragen oder wie Handgepäck untergebracht werden können. In Schlaf- oder Speisewagen dürfen keine Tiere mitgenommen werden. Hunde jeder Größe dürfen mitgenommen werden, soweit Reisenden mit Hunden besondere Abteile zur Verfügung gestellt werden können.

Fehlt Heringe auf den Tisch!

Verwandlungskünstler mit vielen Namen. — Nur drei Monate dauert die fangzeit.

In der deutschen Hochseefischerei hat die große Zeit der Heringfangs ihren Anfang genommen. Standen bisher Kabeljau, Rotbarsch, Schellfisch und Seelachs in erster Linie auf dem Programm der Dampfhochseefischerei, so beansprucht in den kommenden Monaten der Hering den weitaus größten Platz für sich. Die Heringsschwärme ziehen nach naturgegebenen, nach nicht reiflos erforchten Gesetzen nun einmal so, daß sie fanggründe, die den deutschen Fischern zugänglich sind, nur in einem kleinen Zeitraum des Jahres berühren. Wenn die ersten Vorboten bei den Orkney- oder Shetland-Inseln auftauchen, dann bedeutet dies für die deutschen Fischdampfer das Signal, nun mit dem Schleppnetz so viel wie möglich von diesem silbernen Segen zu bergen.

Die jährlich wiederkehrende und fahndermäßig ziemlich feststehende Zeit der Heringsfischerei macht es notwendig, daß sich die eintauchenden Hausfrauen hierauf zweckmäßig einstellen. Die kurze Zeit der „Saison“ muß mit allen Kräften wahrgenommen werden. Das bedeutet gleichzeitig, daß nur die unbedingt notwendige Anzahl von Dampfern für den Fang der übrigen Konsumfische eingesetzt wird.

Die eintauchende Hausfrau tut daher gut daran, wenn sie in den kommenden Monaten den grünen Hering in erster Linie in ihrem Einkaufsbüchlein vorzuziehen. Dies sollte um so weniger schwer fallen, als ihr der

Hering in reicher Auswahl

geboten wird und zudem in einer Qualität, die sich bequemen mit anderen Vordereien des Meeres messen kann, rühmt man doch dem deutschen Schleppnetzhering nach, daß er im eigenen Fett gebraten werden kann. Da ferner vom 1. August ab für den Hering Festpreise bestehen, ist der Einkauf auch nach dieser Richtung hin leicht gemacht. Die Karte für den Küchensettel in diesen Monaten muß also lauten: „Grüne Heringe auf den Tisch!“

Der grüne Schleppnetzhering ist ein so großer Verwandlungskünstler, daß er nicht allein als „grüne Ware“ den Markt überflutet, sondern sich auch noch in vielerlei verarbeiteten Formen bietet.

Abgesehen von dem Salzhering, der von den Loggern bereits fix und fertig verarbeitet an Land gebracht wird und in diesem Stadium der Saison den Namen „Matjes“ trägt, gibt es vor allem jetzt in reichlichen Mengen Büdinge.

Der Büding kann gewissermaßen als der „verfeinerte Bruder“ des grünen Hering bezeichnet werden. In den Räucherereien hat der grüne Hering den letzten Schliff erhalten und präsentiert sich in einer neuen Gestalt — als goldgelber Büding.

Damit sind die Verwandlungskünste noch nicht erschöpft. Aus den Marinieranlagen kommt der grüne Hering als Gelee-Hering, Brathering oder Rollmops zum Vorschein und die Konfektfabriken entlassen ihn — fest in Dosen verpackt — als Hering in den mannigfachen Tüften.

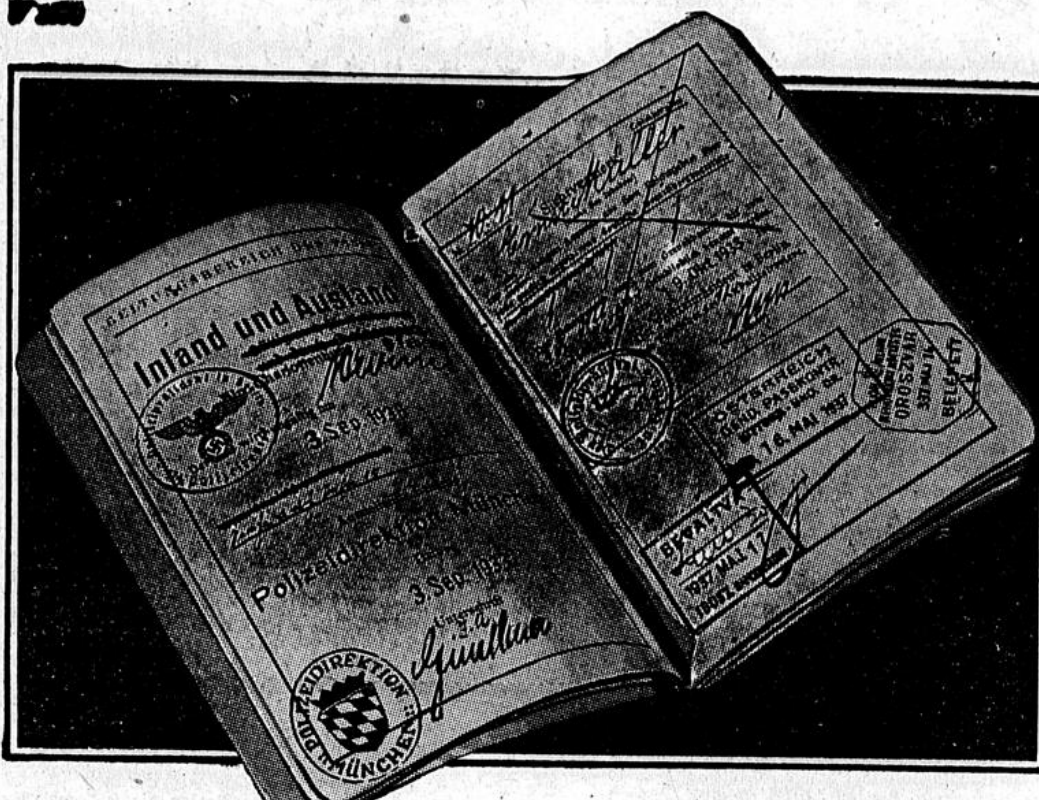
Stenern

Achtung, Spenden für das WM.

a. Die Bauern und Landwirte aus Stenern werden gebeten, die Kartoffel- und Roggen Spenden für das WM. morgen (Dienstag) nachmittags ab 14.30 Uhr in der Wald-erholung abzuliefern. Die Ablieferung erfolgt natürlich nur bei schönem Wetter.

Schmerzende füße!

O, meine Füße! Diesen Klageruf kann man so häufig vernehmen. Ich würde gern wandern, aber meine Füße schmerzen mich, obwohl ich sehr bequeme Schuhe, sogar solche mit besten Einlagen trage. Vielleicht sind aber an den Schmerzen die Einlagen nicht ganz schuldlos. Sie können nämlich beim Gehen Druckpunkte für die schwachen Füße bilden. Die wirklichen Ursachen der vielfältigen Fußschmerzen liegen in der Schwäche der Füße. Auch Knie- und Hüftschmerzen haben vielfach dort ihre Ursache. Was ist nun gegen diese Fußschmerzen zu tun? Stärke die Füße. Aber wie? Zuhause oder im Lustbad knete die Fußsohlen tüchtig durch, damit alle sich hart anführenden Muskeln, Hartspann genannt, nach und nach weich und elastisch werden. Dann greife den Fuß mit der einen Hand am Ballen bei den Fehen und halte mit der anderen Hand den Fuß oberhalb der Knöchel fest. Zieh bewege den Fuß kräftig vor und zurück und drehe ihn im reise. Dasselbe ist auch ohne Mithilfe der Hände zu üben. Schüttle den Fuß ab und zu tüchtig durch. Laufe im Zehengang, gehe auf den Fersen, auch auf der Außen- und Innenleiste der Füße in wechselnder Weise hin und her. Damit werden alle Muskeln geübt und getätigt und die Schmerzen verschwinden nach und nach von selbst. Mit ihnen verlassen uns gleichzeitig auch die kalten Füße. Bei dieser natürlichen Fußpflege darf aber die tägliche Waschung der Füße und das Fußbad oder Wassertreten nicht vergessen werden. Nach einer anstrengenden Wanderung mache stets ein kaltes Fußbad von 1 bis 1 1/2 Minuten Dauer und knete sodann Fuß und Waden kräftig durch. Das nimmt alle Müdigkeit weg. Diese Art der Fußpflege läßt auch bald die Einlagen als oft lästige Mittelfuß-trüden überflüssig werden. Wo Kraft ist, bedarf es keiner Krücken, also auch keiner Fußkrücken.



WISSEN SIE NOCH...?

Erinnern Sie sich noch, wie der Gedanke einer Auslandsreise sich für den passionierten Raucher immer mit einem eigenartigen Gefühl der Vorfreude verband? Nun würde man bald wieder eine LAURENS rauchen — vielleicht sogar eine Schachtel davon mit nach Deutschland zurücknehmen dürfen. Seit über 15 Jahren kannten wir diese kostbare Zigarette, die zu den besten der Welt gerechnet wird, nur mehr so: als seltenen — nur im Ausland erhältlichen oder aus dem Ausland importierten — Genuß...

Zeiten des Niederganges verhinderten die weitere Herstellung der LAURENS CIGARETTE in Deutschland — Zeiten des Aufstiegs, in denen das Bedürfnis nach hoher Qualität wieder erwachte, gestatteten die Wiederaufnahme der deutschen Produktion.

Nach den Original-Rezepten der ED. LAURENS Alexandrien wird die LAURENS GRÜN in Bremen von erfahrenen deutschen Facharbeitern und unter laufender Kontrolle eines Tabak-Meisters des Hauses ED. LAURENS hergestellt.

Daß jede Zigarette der deutschen Herstellung eine LAURENS nach der alten Tradition des Alexandriner Hauses ist, dafür bürgt der Namenszug:



10 Stück
40 Pfg.

27 Stück
RM 1.-

IN 25 KULTURSTAATEN AKKREDITIERT

ED. LAURENS

ED. LAURENS CIGARETTEN-MANUFAKTUR G. M. B. H.